

## Entwicklungen in der synoptischen Frage?

Von Fritzleo Lentzen-Deis, S. J.

Durch längere Zeit sah es so aus, als ob in der Frage der Entstehung und der gegenseitigen Beziehungen der synoptischen Evangelien kaum Fortschritte gemacht werden könnten. Zwar hat man sich niemals ganz mit den bekannten Theorien und verschiedenen Lösungsvorschlägen beruhigen können<sup>1</sup>. Aber es schien ein praktisch motiviertes Einvernehmen vorzuherrschen, jedem Forscher die von ihm bevorzugte Hypothese in eigener Verantwortung zuzugestehen. Man wird davon ausgehen können, daß heute die meisten Fachleute die alten „einfachen“ Theorien zur Lösung des synoptischen Problems als ungenügend empfinden<sup>2</sup>: Ein schriftliches „Urevangelium“ (Lessing, Eichhorn) in aramäischer Sprache mit nachfolgenden (hebräischen und) griechischen Fassungen mag von manchen äußeren und inneren Hinweisen empfohlen werden. Aber es ist nicht zu fassen und nicht genauer zu bestimmen. Sollte es tatsächlich schriftlich vorgelegen haben, wie man seinerzeit meinte? – Die „Diegesenhypothese“ hatte viele Fragmente der Tradition unserer Evangelien und auch Sammlungen davon als Quellen vermutet. Auch heute werden solche Sammlungen als bereits vor den synoptischen Evangelien existierend angenommen. Doch können solche Teilstücke nicht die Gesamtstruktur der Evangelien und nicht die Übereinstimmungen in der Reihenfolge zureichend erklären. – Schließlich gibt es die alte Auffassung von der festgeprägten mündlichen Tradition, die sich vor der schriftlichen Fassung unserer synoptischen Evangelien in (mindestens diese) drei Arme geteilt habe (J. G. Herder, J. C. L. Gieseler). Aber sie kann aus sich allein nicht alle Übereinstimmungen begründen, meinen viele Forscher.

Seit vielen Forschergenerationen kommen als weitere Vorschläge dazu die „Benutzungshypothesen“, also Erklärungsversuche, die eines der Evangelien als Quelle annehmen, um wörtliche Übereinstimmungen, die Entsprechungen in der Anordnung der Perikopen, aber auch Divergenzen zweier gegenüber einem synoptischen Evangelium zu erklären<sup>3</sup>. Seit 200 Jahren variiert dabei die Konzeption von „lite-

---

<sup>1</sup> Nicht wenige Autoren zweifeln überhaupt, ob wir in der Lage sind, die synoptische Frage mit den zur Verfügung stehenden Mitteln heute noch lösen zu können, s. etwa *A. G. Da Fonseca*, *Quaestio synoptica* (Rom 31952) Epilogus, oder das gern zitierte Urteil von *B. H. Streeter*, *The Four Gospels: A Study of Origins, Treating of the Manuscript Tradition, Sources, Authorships, Dates* (New York 41930) 169; vgl. *J. A. Fitzmyer*, *The Priority of Mark and the „Q“ Source in Luke*, in: (Hrsg.) *D. Y. Hadidan u. a.*, *Jesus and Man's Hope I* (Pittsburgh 1970) 131–170. 132.

<sup>2</sup> Es erübrigt sich, hier die Geschichte der synoptischen Frage erneut zusammenzufassen. Vgl. etwa *P. Feine*, *J. Behm*, *W. G. Kümmel*, Einleitung in das Neue Testament (Heidelberg 181976) 13–53.550–553; *X. Léon-Dufour*, in: *A. Robert*, *A. Feuillet*, *Introduction à la Bible*, Bd. II (Tournai 1959) 260–320; *F. C. Grant*, *The Gospels: Their Origin and their Growth* (New York 1957; London 1965); *F. Gast*, in: *J. A. Fitzmyer*, *R. E. Brown*, *The Jerome Biblical Commentary*, Bd. II (London 1968) 1–20.

<sup>3</sup> Außer den in Anm. 2 genannten Überblicken vgl. noch: *X. Léon-Dufour*, *Au-tour de la question synoptique*, in: *RSR* 42 (1954) 549–584; *Fitzmyer*, *Priority* (Anm. 1); *A. Fuchs*, *Sprachliche Untersuchungen zu Matthäus und Lukas*. Ein Bei-

rarischer Abhängigkeit“ zwischen Evangelium und Quelle und entsprechend werden weitere Lösungsvorschläge entwickelt. Dabei erweist sich als entscheidend wichtige Voraussetzung, inwieweit ein Forscher die Evangelisten eher als bloße Kopisten oder Kompilatoren von vorausliegenden „Quellen“ oder eher als schöpferische Autoren ansieht<sup>4</sup>. Zu dieser Bandbreite von Möglichkeiten zwischen zwei Extremen im Verständnis des Evangelisten kommen noch die Zwischenlösungen, die weitere Quellen, Zwischen-Prediger, -Evangelisten, -Propheten und die schöpferische Gemeinde annehmen<sup>5</sup>.

Erklärt werden muß das ganze, vielfältige Faktum der Übereinstimmung und Verschiedenheit der synoptischen Texte. Auch das Johannesevangelium darf nicht außer acht gelassen werden. Bei den synoptischen Evangelien ist die Übereinstimmung bzw. Verschiedenheit nicht bloß von Worten oder Ausdrücken zu erklären. Von uns kann hier die Geschichte des geschriebenen Evangelientextes selbst außer Betracht gelassen werden, da sie nur sehr wenige und für das synoptische Problem nicht entscheidende Angleichungen oder Abweichungen der Kopisten betrifft. Von besonderer Bedeutung war nach Meinung der Forscher jedoch die Erklärung der Übereinstimmung (und Verschiedenheit) in der Anordnung und Reihenfolge von „Perikopen“ oder besser Sinneinheiten<sup>6</sup>.

Die älteren Hypothesen legten bei der Aufstellung des „Arguments aus der Anordnung“ die Vorstellung vom biographischen Bericht zugrunde. Sie verstanden die Evangelien in Analogie zu Biographien und verglichen größere Textzusammenhänge, wohl meist entsprechend der Synopsis Evangeliorum von Konstantin v. Tischendorf<sup>7</sup>. Aber es sollte nicht vergessen werden, daß die älteren Autoren sich bei der Beurteilung der Übereinstimmungen auch sehr wohl der Verschiedenheiten bewußt waren, weshalb oft gerade nicht auf ein jetziges Evangelium als erstes geschlossen wurde, sondern z. B. auf einen „Urmarkus“ oder auf einen zu vermuten-

---

trag zur Quellenkritik (AnBib. 49; Rom 1971) 2–17. Zu den Werken von W. R. Farmer, B. Orchard, H.-H. Stoldt siehe unten.

<sup>4</sup> Als Beispiel für verschiedene Wertung seien neuere Autoren genannt: *J. Schmid*, Matthäus und Lukas (Bibl. Stud. XXIII, 2/4; Freiburg 1930) 347 Ergebnis: „... daß Lk die Darstellung des Mt nicht gekannt haben kann“ wegen der „wesentlichen gegenseitigen Selbständigkeit der beiden Darstellungen“ ... „das dem Lk zugeschriebene Verfahren würde einen inneren Widerspruch in sich schließen, der nicht ertragen werden kann“. Anders sieht den Tatbestand *R. Morgenthaler*, Statistische Synopse (Zürich-Stuttgart 1971) 301–303 Ergebnis: „Annahme, daß entweder Mt den Lk oder Lk den Mt kannte.“ Vgl. dazu *F. Neirynde*, The Minor Agreements of Matthew and Luke against Mark, with a Cumulative List (BETHL 37; Leiden 1974) 39.311. F. Neirynde hat praktisch die gesamte Literatur über die synoptische Frage aufgearbeitet und beurteilt, vgl. Duality in Mark. Contribution to the Study of the Markan Redaction (BETHL 31; Leiden 1972).

<sup>5</sup> Es ist bezeichnend, daß gerade bei der Wiedereinführung der Mattäuspriorität auch *B. C. Butler*, Originality of St. Matthew: A Critique of the Two-Document Hypothesis (Cambridge 1951) 157 ff. meinte, zwischen Mt und den kanonischen Mk einen „mündlichen Lehrer“ einschieben zu müssen. Er sah, wie sehr sich der eher „literarisch“ ausgefeilte Stil des Mt von der „mündlichen“ Sprache des Mk unterscheidet.

<sup>6</sup> Vgl. die beiden Artikel von *E. P. Sanders*, The Argument from Order and the Relationship between Matthew and Luke, in: NTS 15 (1968/69) 249–261 und von *F. Neirynde*, The Argument from Order and St. Luke's Transpositions, in: ETHL 49 (1973) 784–815, jetzt: The Minor Agreements (Anm. 4), 291–322.

<sup>7</sup> *Const. de Tischendorf*, Synopsis Evangelica. Ex quattuor evangelis... (Leipzig 1851. <sup>8</sup>1884), vgl. *Sanders*, Argument from Order, 253. Eine Beschreibung der anderen Synopsen jener Zeit bei: *H. Greeven*, The Gospel Synopsis from 1776 to the present Day, in: *B. Orchard-Th. R. W. Longstaff*, J. J. Griesbach: Synoptic and text-critical studies 1776–1976 (MSSNTS 34; Cambridge 1978) 22–49.

den „Urmattäus“. Demgegenüber sind die Griesbach- und die Zweiquellentheorie „einfach“. Es muß auch wohl beachtet werden, daß die Befürworter einer „multiplen“ Quellentheorie nicht aussterben, wie auch „nachkanonische“ Zwischenfassungen der Evangelien angenommen werden<sup>8</sup>. Als vorläufiges Ergebnis drängt sich auf, daß die Annahme der literarischen Beziehung zwischen den synoptischen Evangelien für sich allein einer größeren Zahl von Exegeten nicht genügt, sowohl wenn sie die Evangelisten als Schriftstellerpersönlichkeiten, wie auch wenn sie sie als Repräsentanten einer bestimmten Theologie sehen, die den Stoff der Tradition ausformten.

Wer die Eigenart der Evangelientradition beachtet, erkennt die vielfachen Merkmale ursprünglicher und auch bei der Textformulierung noch berücksichtigter „mündlicher Rede“ und mündlicher Überlieferung. In Weiterführung früherer Arbeiten besonders skandinavischer Forscher über die Rolle der mündlichen Überlieferung in Analogie zu rabbinischen Traditionstechniken hat B. Gerhardsson in neueren Veröffentlichungen eine Skizze der Entstehung der Evangelien versucht, die in der Lage ist, die wichtigsten Prozesse dabei zu erklären<sup>9</sup>. Man wird vermuten können, daß auch die in seinen Schriften letztlich nicht voll angepackte Frage nach der Herkunft der „Anordnung“ des Stoffes im „Rahmen“ der Evangelien aus denselben Ursprüngen erklärt werden kann. Gerade dieser Punkt aber läßt viele Forscher doch von wenigstens einer gewissen Zeit an bei der Entstehung der Evangelien auch eine oder mehrere schriftliche Quellen annehmen, von welchen literarische Abhängigkeit bestehe. Das „Argument aufgrund der Reihenfolge“ ist dabei wesentlich.

Während besonders im englischsprachigen Raum eine „multiple“ Quellentheorie, etwa in Anlehnung an B. H. Streeter, öfter bevorzugt wird, die deutschsprachigen Exegeten sich meist mit einer Adaptation der „Zweiquellentheorie“ zufriedengeben, scheinen viele französischsprachige Forscher letzterer nicht gewogen.

<sup>8</sup> An neueren Vorschlägen seien hervorgehoben: L. Vaganay, *Le problème synoptique. Une hypothèse de travail* (Paris 1954); P. Parker, *The Gospel before Mark* (Chicago 1953); X. Léon-Dufour (Anm. 2); A. Fuchs, *Sprachliche Untersuchungen* (Anm. 3), wo er S. 13 f. auch andere Autoren zitiert, die „die These einer bearbeiteten Ausgabe des kanonischen Mk-Ev als gemeinsamer Ausgangspunkt für Mt und Lk vertreten“; M.-E. Boismard in: P. Benoit/M.-E. Boismard, *Synopse des quatre Évangiles en français*, Bd. II: *Commentaire* (Paris 1972). Vaganay und Léon-Dufour berücksichtigen mehr die Rolle der mündlichen Tradition, die beiden letzteren Autoren sehen vor allem die literarischen Beziehungen. Die „Redaktionsgeschichte“ hat weitere Begründung für die Eigenart der Evangelisten gebracht. Während Mattäus und Lukas offensichtlich eher literarisch schreiben, ist Markus in der Sprechweise spontaner und der mündlichen Rede näher. Diese Erkenntnis muß sich auch in der Beurteilung der jeweiligen Beziehung zu „Quellen“ auswirken.

<sup>9</sup> B. Gerhardsson, *Die Anfänge der evangelischen Tradition* (Wuppertal 1977). Hier findet sich eine weiterentwickelte Neufassung der von mündlichen Lehr- und Überlieferungstechniken her verstandenen Konzeption der Evangelientextfassung in indirekter Auseinandersetzung mit der Kritik an H. Riesenfeld, *The Gospel Tradition and its Beginnings. A Study in the Limits of Formgeschichte* (London 1957 = TU 73, Berlin 1959, 157–164), und am eigenen Buch von B. Gerhardsson, *Memory and Manuscript, Oral Tradition and Written Transmission in Rabbinic Judaism and Early Christianity* (Uppsala 1961. <sup>2</sup>1964), vgl. *Ders.*, *Tradition and Transmission in Early Christianity* (Lund 1964). Am Schluß des Bändchens „Die Anfänge der evangelischen Tradition“ findet sich eine Literaturzusammenstellung. – Es sei daran erinnert, daß die Untersuchung der mit der Evangelientradition vergleichbaren jüdischen Literatur und der entsprechenden Auslegungstechniken der Hl. Schrift weiter fortschreiten, so daß auch weitere Auswirkungen auf die neutestamentliche Exegese zu erwarten sind.

So paßt in die dort nicht selten gehegte Vorliebe für die Rolle der mündlichen Tradition die Entwicklung der strukturalen und linguistischen Methoden besonders<sup>10</sup>. Hier sind denn auch erste Überlegungen zur Erklärung der „strukturellen“ Übereinstimmungen der Tradition und ihrer Konvergenz auch in der größeren „Anordnung“ des Stoffes unternommen worden. Zu nennen ist der Versuch von A. Gaboury<sup>11</sup>, aufgrund der Analyse von Textabschnitten der Synoptiker, die gerade die größte Verschiedenheit in der Anordnung enthalten, im Vergleich mit den anderen einen „Struktur-Typus“ herauszufinden. Unter Anwendung eigentlich linguistischer Methoden, vor allem durch Vergleich mit Kompositionsgesetzen, die auch in anderer, ähnlicher „Literatur“ gelten, läßt sich vielleicht zu Einsichten in die mögliche Entstehung des „Ordo“ gelangen. Alles kommt auf die Definition von „literarischer“ Festsetzung, von „Schriftwerdung“ an, wenn sie im Verhältnis zu einer doch unleugbar vorhandenen und aus inneren und äußeren Gründen wirksamen „mündlichen Tradition“ exakt gefaßt werden soll.

In diesem Zusammenhang sei nur vermerkt, daß „linguistische“ Methoden praktisch überall auch in der Exegese der Evangelien eindringen. Es werden auch immer mehr die Vergleiche mit Folklore oder ähnlicher „mündlicher Überlieferung“ gesucht<sup>12</sup>. Die eigentlich „formgeschichtlichen“ Methoden enthalten bereits – zum mindesten im Bezug auf den „Sitz im Leben“ – Ansätze und Impulse, den gesamten Kommunikationsprozeß bei der Entstehung der Evangelientradition zu berücksichtigen, so daß sie geradezu nach Verfeinerung drängen. Die Konsequenzen aus all dem für die Beurteilung der synoptischen Frage sind noch nicht genau zu erkennen, liegen aber doch wohl in der oben genannten Richtung.

<sup>10</sup> An dieser Stelle sei nur verwiesen auf (Hrsg.) *X. Léon-Dufour*, *Exégèse et herméneutique* (Paris 1971), übers. von G. Haeffner u. a.: *Exegese im Methodenkonflikt. Zwischen Geschichte und Struktur* (München 1973), sowie auf *D. Lys*, *Analyse structurale et approche littéraire*, in: *ETR* 52 (1977) 231–253, mit Beispielen und Besprechung der Literatur.

<sup>11</sup> *A. Gaboury*, *La structure des Évangiles synoptiques. La structure-type à l'origine des synoptiques* (Suppl. NT, 22; Leiden 1970); vgl. *X. Léon-Dufour*, *Redaktionsgeschichte of Matthew and Literary Criticism*, in: *Jesus and Man's Hope* Bd. I (s. Anm. 1) 9–35.

<sup>12</sup> Viele neuere Arbeiten der Exegese in praktisch allen Ländern beweisen dies. Im deutschen Sprachraum wirken die Anstöße der Zeitschrift *Linguistica Biblica* (*E. Güttgemanns*), die einen öffentlichen Anfang der Diskussion setzte, weiter. – Ein vorbildlich geplantes und durchgeführtes Kolloquium über die mit dem synoptischen Problem verbundenen Fragen fand an der Trinity University in San Antonio unter dem Titel *Colloquy on the Relationships among the Gospels* vom 26. bis 29. Mai 1977 statt. Die Vorträge und Seminar- bzw. Diskussionsergebnisse sind veröffentlicht in: (Hrsg.) *W. O. Walker jr.*, *The Relationships among the Gospels: An Interdisciplinary Dialogue* (San Antonio 1978). Die Themenkreise waren *Oral Traditional Literature* – (damit ist mündlich tradierte Erzählüberlieferung in Epen, Balladen und lyrischen Gesängen gemeint, wie sie an in Jugoslawien aufgezeichneten Erzählungen und Gesängen untersucht wurde; Hauptreferat: *Albert B. Lord*, Harvard, Korreferat *Charles H. Thalbert*, Wake Forest University), *Classics* –, *Judaic Studies* –, *Literary Criticism* (gemeint ist Literaturgeschichte, d. h. der Vergleich mit den linguistischen Phänomenen anderer, meist „klassischer“ Literatur). Es sind jeweils namhafte Spezialisten aus den anderen Disziplinen herangezogen worden. Das Korreferat hielt ein Exeget. In der Zusammenfassung findet sich bereits die wesentliche Kritik, die man bei der Anwendung der Erkenntnisse aus anderen Fachgebieten auf die Texte der Evangelien anbringen möchte. In jedem Fall ist der Vergleich mit ähnlichen Fakten außerhalb des NT höchst lehrreich. Zwar scheint dieses Kolloquium von manchen Teilnehmern als Stütze der Griesbachtheorie gedacht gewesen zu sein, aber die Diskussion zeigt ein weitgefächertes und die gegenwärtige Situation spiegelndes Meinungsbild.

So wird es von manchen Forschern eher als störend empfunden, daß sich gerade die Vertreter einer „einfachen“ Erklärung der synoptischen Frage die Mängel und Unstimmigkeiten der „Zweiquellentheorie“ zunutze machen, um erneut auf ihre Lösung, nämlich die Mattäuspriorität im Sinne von Johann Jacob Griesbach, hinzuweisen<sup>13</sup>. Trotz neuer Darstellungen ist ihr Vorschlag selbst gegenüber der Griesbachschen Theorie nicht grundsätzlich verändert. Es kommt aber ein weiteres Element hinzu, das die Diskussion belebt und ernst genommen werden soll. Diese Autoren meinen feststellen zu müssen, daß in den geschichtlichen Darstellungen der Exegese der synoptischen Evangelien und der Theorien über die synoptische Frage eine ungebührliche Bevorzugung der Zweiquellentheorie vorherrschte. Die meisten Fachleute seien deshalb gar nicht mehr willens, ihre eigene Theorie in Frage zu stellen, weil sie den Eindruck haben, die Markuspriorität sei gegenüber der von Griesbach vertretenen Mattäuspriorität Schritt für Schritt fortschreitend bewiesen worden. Heute sei – so der unzutreffende Eindruck bei vielen Fachleuten – nur noch eine geringe Beweislast für die Markuspriorität zu tragen. In Wirklichkeit aber seien den Vätern der Zweiquellentheorie (und entsprechender Theorien im Gefolge von B. H. Streeter) schwere Fehler unterlaufen und falsche Argumente würden leichtfertig übernommen<sup>14</sup>.

Solche Auffassungen finden sich in angelsächsisch-freundlicher Formulierung bereits bei B. C. Butler, z. B. wenn er den „Lachmann-Trugschluß“ angreift<sup>15</sup>. Wesentlich bitterer drückt sich W. R. Farmer über das „unkritische“ Verhalten der Exegeten aus<sup>16</sup>. Er schreibt deshalb seinerseits einen geschichtlichen Überblick, der das ungebührliche Zurückdrängen der Griesbachtheorie hervorheben will. Vor allem sucht Farmer in einem eigenen Kapitel die nach seiner Meinung wirklich entscheidenden, nämlich nicht-wissenschaftlichen Beweggründe für die breite Zustimmung zur Zweiquellentheorie zu ergründen<sup>17</sup>. B. Orchard<sup>18</sup> bringt selbst keine eigentlich neue Untersuchung der Geschichte der synoptischen Frage, erklärt aber zusammenfassend, daß seinerzeit Chapman's Versuch der Wiedereinführung der Mattäuspriorität am „widrigen“ Klima gescheitert sei. Das gelte auch für die Arbeit Butlers und Farmers<sup>19</sup>. Am weitesten geht H.-H. Stoldt in seiner Mono-

<sup>13</sup> Genannt seien nur *W. R. Farmer*, *The Synoptic Problem: A Critical Analysis* (New York 1964; genauer Nachdruck: Dillsboro 1976); *B. Orchard*, *Matthew, Luke & Mark: The Griesbach Solution to the Synoptic Problem*, Bd. I (Manchester 1976); *H.-H. Stoldt*, *Geschichte und Kritik der Markushypothese* (Göttingen 1977). – Der Verf. hatte Gelegenheit, an zwei Tagungen über die Griesbachhypothese unter Leitung von W. R. Farmer und B. Orchard teilzunehmen, und beobachtete, wie nützlich es sein kann, von einer solch „einfachen“ Theorie her die bestehenden Hypothesen einmal wieder in Frage zu stellen. Die erste Tagung fand als „The Johann Jakob Griesbach Bicentenary Colloquium 1776–1976“ vom 26. bis 31. Juli 1976 in Münster statt, vgl. *B. Orchard–Th. R. W. Longstaff*, *J. J. Griesbach: Synoptic and text-critical studies* (MSSNTS 34; Cambridge 1978). Die zweite Tagung wurde als „Cambridge Griesbach Conference“ am 13.–18. August 1979 in Cambridge abgehalten.

<sup>14</sup> Die drucktechnische Anordnung der Evangelientexte in den gängigen Synopsen suggeriere ebenfalls die Zweiquellentheorie, da die Markusreihenfolge und eine von Markus abhängige Textunterteilung vorherrschend. *B. Orchard* bereitet als II. Band des in der vorigen Anm. genannten Werkes eine Synopse vor, welche die Mattäuspriorität und überhaupt die Reihenfolge Mt-Lk-Mk voraussetzt.

<sup>15</sup> *B. C. Butler*, *Originality of St. Matthew* (s. Anm. 5), S. 62 ff.

<sup>16</sup> *W. R. Farmer*, *The Synoptic Problem* (s. Anm. 13), z. B. S. 21 und oft im folgenden.

<sup>17</sup> A. a. O., 178–198.

<sup>18</sup> *B. Orchard*, *Matthew, Luke & Mark*, Bd. I (s. Anm. 13).

<sup>19</sup> A. a. O., siehe S. 120.

graphie über die Geschichte der Markustheorie<sup>20</sup>. Bereits bei der Darlegung der Meinungen, erst recht in den kritischen Teilen seines Buches prangert Stoldt Fehler und nach seiner Meinung unkritische Autoritätsbeweise an. Auch er bringt ein ganzes Kapitel über die „ideologischen“ Hintergründe der Markuspriorität<sup>21</sup>.

Wegen der Schwere der erhobenen Vorwürfe und wegen der grundsätzlichen Bedeutung der Diskussion seien einige Bemerkungen zu diesen Büchern gemacht. Natürlich kann man sich fragen, ob die engagierte Sprache besonders von H.-H. Stoldt, die an die Gelehrtenfehden früherer Jahrhunderte erinnert, einer vorurteilsfreien Diskussion förderlich ist. Stoldt fällt zudem Urteile nicht nur über Fakten, d. h. über die Arbeit der Forscher, sondern auch über die kritische Kraft des Geistes und letztlich über die wissenschaftliche und damit auch menschliche Integrität von Gelehrten, die sich zu Lebzeiten meist größter Hochachtung erfreuten. Es ist auch augenfällig, daß weder Farmer noch Stoldt die „objektive“ Geschichte der synoptischen Frage schreiben. Sollte, wie sie erklären, die Geschichtsschreibung der Zweiquellentheorie von ungebührlicher Vorentscheidung für jene Hypothese gelenkt gewesen sein, dann sind ihre Darstellungen von der Vorentscheidung für die Griesbachtheorie geprägt.

Wer sich von all dem aber nicht abhalten läßt, diese Bücher, besonders Stoldts kritische Stellungnahmen zu lesen, wird jedenfalls neugierig, die Werke der abgehandelten Forscher selbst zu konsultieren, um die Argumentation nachzuprüfen. Und dies lohnt sich im Vergleich mit Stoldts Buch. Die Eigenart des Vorgehens jener Forscher, aber auch der vielfältigen heutigen Versuche, dem synoptischen Problem näher zu kommen, lassen sich so leichter erkennen.

Ein wichtiger Fehler, sowohl bei der Geschichtsbetrachtung wie letztlich auch bei der Fragestellung selbst, springt von den ersten Seiten des Stoldtschen Buches an in die Augen, vielleicht liegt er auch bei anderen Vertretern der Griesbachtheorie heute vor: Die gesamte Problematik der synoptischen Frage wird recht einfach, gleichsam auf eine einzige Fläche projiziert gesehen, von den Autoren des 18. Jahrhunderts an bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts<sup>22</sup>. Damit hängt dann eine Überlegung innerlich zusammen, die jeder Leser unbedingt anstellen sollte: Wer „literarische Abhängigkeit“ wesentlich mechanistisch-technisch versteht, so daß Worte der evangelischen Tradition gleichsam wie Bauklötzchen von einem Evangelium auf die anderen verteilt und Abfolgen von Perikopen gleichsam wie Markierungsleinen zerschnitten und neu verknüpft werden können, – ja, wer auch nur wenigstens manchmal von solchen Anwendungen der „Schere-und-Kleister-Vorstellung“ geplagt gewesen sein sollte, – ein solcher Leser müßte durch die Lektüre dieses Buches eigentlich gründlich geheilt werden<sup>23</sup>. In diesem Buch wird gerade keine Hilfe gegeben, die Vorgänge zu verstehen, die eine „Konflation“ oder „Verkürzung“ z. B. von Mt im Vergleich mit Mk hervorbringen sollen. Stoldt nennt im Verlauf umständlicher Erklärungen „mathematisch mögliche“ Beziehungen zwischen Tex-

<sup>20</sup> H.-H. Stoldt, Markushypothese (s. Anm. 13).

<sup>21</sup> „Die ideologischen Hintergründe der Markushypothese“, a. a. O., 206–214.

<sup>22</sup> Dies zeigt bereits ein Vergleich der anhand der Griesbachzeit entwickelten Fragestellung, S. 7–27, mit dem „Fazit“, S. 232–236. Erschreckend verkürzt ist auch die Perspektive in den Abschnitten S. 206–214 über die „ideologischen Hintergründe“ und S. 215–231, die „Weiterwirkung“ der Zweiquellentheorie.

<sup>23</sup> Die „Auflistung der Probleme“ (a. a. O. 184), die Stoldt z. B. auf den für das ganze Buch wichtigen Seiten 15–25 gibt, ist rein „quantitativ“. Offensichtlich werden literarische Einheiten und ihre „Unterschiede“ in Zeilenlängen gemessen. Daß die hier zu berücksichtigenden sprachlichen Phänomene in Strukturen hineinreichen, die weit mehr als bestimmte Worte und Satzstücke betreffen, wird nicht berücksichtigt. Dies ist aber ein wesentlich unliterarisches Verständnis von Sprache. Es wird konsequent im ganzen Buch durchgehalten.

ten, die aber keine geometrischen Gebilde, sondern Phänomene lebendiger Sprache sind. Die Beziehungen zwischen den Evangelien lassen sich in mathematischen Figuren oder in schematischen Bildchen nur dann darstellen, wenn man sich bewußt ist, daß gerade keine mechanistische oder geometrische, am Schreibtisch vollzogene Kopierarbeit mit anpassenden Retuschen vorliegt. Wer eine solch mechanistische Vorstellung von literarischer Beziehung hat, muß tatsächlich den „Lachmann-Trugschluß“ als Fußangel verstehen. Unter der Voraussetzung einer solchen Modellvorstellung hätte die Mattäuspriorität (mindestens) dieselbe Chance wie die anderen Theorien, die Beziehungen zwischen den Evangelien zu erklären. Aber gerade durch die „mechanischen“ Vergleiche werden indirekt alle Gründe verstärkt, die an jeder direkten literarischen Abhängigkeit zwischen den Evangelien bereits in der Vergangenheit zweifeln ließen. Und auf diese Weise sind die allermeisten der kritisierten Autoren, die zu einer Art Urmarkus, zur Zweiquellentheorie oder zu komplizierteren Hypothesen gelangten, nicht vorgegangen.

Dazu kommt ein Mangel in der Geschichtsdarstellung. Wer die Ausführungen besonders von H.-H. Stoldt sorgfältig liest, erkennt, daß wichtige Ergebnisse der historischen Forschung über mindestens die letzten 200 Jahre nicht angemessen berücksichtigt sind. Es gibt eine mittlerweile in vielen Grundurteilen abgewogene historische Analyse der Zeit der „Aufklärung“, des Rationalismus, über „Klassik“ und „Romantik“. Besonders die Entstehung und die Wandlungen des sogenannten Historismus wurden eingehend erforscht. Wir wissen um die „Krise des europäischen Denkens“ (P. Hazard). Der Durchbruch des „geschichtlichen Denkens“ in jener Zeit ist beschrieben worden. Die verschiedenen Einflüsse in den Zeitströmungen werden aber bei Stoldt sehr unvollkommen beachtet<sup>24</sup>. Er darf gewiß bemerken, daß ein beinahe journalistisch schreibender Theologe wie z. B. David Friedrich Strauß und ein scharfer Kopf wie Ferdinand Christian Baur mit wenigen Schülern Signalwirkungen ausüben können. Aber die faktisch geschehene Entwicklung der Quellenkritik kann in ihrem Wesen nicht als Reaktion auf D. F. Strauß oder die „Tübinger Schule“ erklärt werden. Daran ändert nichts, daß die damaligen Autoren gern Strauß oder Baur zitieren, besonders in der Einleitung oder im Schluß ihrer Werke, wo sie allgemeine Hinweise geben wollen<sup>25</sup>. Vielmehr ist die historische

<sup>24</sup> Unter dieser Rücksicht sind Farmer und Stoldt den Werken von *H.-J. Kraus*, Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments (Neukirchen 1959/69) und *W. G. Kümmel*, Das Neue Testament. Geschichte der Erforschung seiner Probleme (Freiburg 1958) leider nicht gefolgt. Besonders bei Kraus finden sich auch viele Hinweise auf geschichtliche Untersuchungen. Bei Kümmel werden sie weniger zitiert, aber offensichtlich berücksichtigt. Statt an dieser Stelle eine ausführliche Liste wichtiger historischer Werke anzuführen, sei auf die Hinweise des Verf. zum Wandel des geschichtlichen und literarischen Verstehens und die Literaturangaben in „*Quaestiones disputatae*“ 63 (Freiburg 1974) bes. 81 ff. verwiesen. Die Geschichtsüberblicke bei Farmer und Stoldt sind zu sporadisch und wollen gar nicht die geistesgeschichtliche Entwicklung als Ganzes betrachten. Auch das frühere Buch von *H.-H. Stoldt*, Die pädagogische Krise der Gegenwart, ihr Wesen und ihre Überwindung (Stuttgart 1951) enthält geschichtliche Bemerkungen. Sie sind aber ganz auf die Pädagogik abgestimmt und wollen pädagogische Leitlinien verfolgen. Siehe auch die folgenden Anmerkungen.

<sup>25</sup> Vgl. kritisch zu Farmer: *R. H. Fuller*, Baur versus Hilgenfeld. A Forgotten Chapter in the Debate on the Synoptic Problem, in: NTS 24 (1977/78) 355–70. Farmer behandelt die zeitgeschichtlichen Hintergründe vorsichtiger und mit mehr ausgewiesener Einzelinformation. Sein besonderes Interesse gilt zudem der Zeit um die Jahrhundertwende in England und der Aufnahme, die *Streeter* gefunden hatte, s. Synoptic Problem, 178 ff. – Für Stoldt scheint *D. F. Strauß*’s Leben Jesu die „alles in Frage stellende theologische Katastrophe“ (a. a. O. 206). Wesentlich weil Strauß die Griesbachtheorie unreflektiert vorausgesetzt habe, sei sie in der Folgezeit abgelehnt worden (a. a. O., 206 ff.). Stark verkürzend und einseitig auch

Evangelienforschung selbst nur Teil einer aus mehreren Einflüssen bewirkten und in mehreren, verschiedenen Strängen verlaufenden geistesgeschichtlichen Bewegung<sup>26</sup>. Es ist verständlich, daß solche komplizierten historischen Prozesse gern vereinfacht und plakativ dargestellt wurden, bloß sollte dies nicht in einer Monographie geschehen, die die genauen Ursachen und Quellen von Fehlentwicklungen aufspüren will<sup>27</sup>.

S. 215 ff. – Zur Sache sei noch hingewiesen auf die sorgfältig verarbeitete Literatur in der Monographie über David Friedrich Strauß von *Gotthold Müller*, Identität und Immanenz. Zur Genese der Theologie von David Friedrich Strauß (Darmstadt 1968): ablehnende Reaktionen auf das „Leben Jesu“ S. 13 ff., zustimmende bis begeisterte Reaktionen S. 17 ff., Ferdinand Christian Baur: S. 19 ff.; Zusammenfassung: S. 260 ff. Siehe auch: *M. Huber*, Jesus Christus als Erlöser in der liberalen Theologie. Vermittlung, Spekulation, Existenzverständnis (Winterthur 1956); zu David Friedrich Strauß S. 78 ff. Zur Wirkung Ferdinand Christian Baur und der „Tübinger Schule“ vgl. *W. Geiger*, Spekulation und Kritik. Die Geschichtstheologie Ferdinand Christian Baur (FGLP, X, 28; München 1964). Im Sinne unserer Frage dort S. 225: „Baur hat nicht einmal hinsichtlich der von ihm befolgten historisch-kritischen Grundsätze, geschweige in systematischer Hinsicht einen neuen und eigenen Standpunkt begründen wollen“. Vgl. zur Sache auch die für Studienzwecke zusammengestellte Auswahl von Zitaten (lateinisch) und den Überblick (englisch) von: *R. North*, Tubinga neotestamentaria (Excerpta: ex historia exegeseos criticae 1, Pont. Instit. Biblicum Rom 1971). Die Darstellung in *H. Harris*, The Tübingen School (Oxford 1975) erscheint unter vieler Rücksicht einseitig, vgl. Besprechung in *Bib. 57* (1976) 293–295. Siehe auch *P. Friedrich*, Ferdinand Christian Baur als Symboliker (Studien z. Theologie u. Geistesgesch. des 19. Jahrhunderts 12; Göttingen 1975); *F. Courth*, Das Wesen des Christentums in der Liberalen Theologie (Theologie im Übergang 3; Frankfurt 1977) 218–333, 226 ff. und 329 ff. Für die Entstehung der Religionsgeschichtlichen Schule und das Verständnis des geistesgeschichtlichen Hintergrunds sind die beiden Monographien über *H. Gunkel* und *W. Bousset* sehr nützlich: *W. Klatt*, Hermann Gunkel. Zu seiner Theologie der Religionsgeschichte und zur Entstehung der formgeschichtlichen Methode (FRLANT 100; Göttingen 1969); *A. F. Verbeule*, Wilhelm Bousset. Leben und Werk (Amsterdam 1973). Ihre Lektüre hätte die einseitigen Geschichtsüberblicke vor manchen Verkürzungen bewahren können.

<sup>26</sup> Das Etikett „Historismus“ hat sich für einen wichtigen Strang dieses Prozesses eingebürgert. Grundlegende und anregende Urteile darüber finden sich in: *Fr. Meinecke*, Die Entstehung des Historismus (München 1946), 19. Kap.; und immer wieder in seinen Schriften, vgl. Hrsg. *E. Kessel*, *Fr. Meinecke*, Zur Geschichte und Geschichtsschreibung (München 1968) s. Index.; *H.-G. Gadamer*, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (Tübingen 1972) 185 ff.; *P. Hünermann*, Der Durchbruch des geschichtlichen Denkens im 19. Jahrhundert (Freiburg 1967) 54 ff.; *G. P. Gooch*, Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert (Frankfurt 1964) 36 ff.

<sup>27</sup> Besonders beliebt, weil immer wieder hervorgezogen, scheint der Begriff Herders von Geschichte und „Entwicklung“ zu sein. *W. v. Humboldt* bietet eine differenziertere Variante. Bekanntlich erhält der „Ursprung“ einen besonderen Akzent in diesem Verstehensmodell von „Geschichte“. Im Ursprung und Anfang liegt das Ganze bereits beschlossen. Im Entfaltungsprozeß wird es entwickelt, wenn auch im Wesen nicht gewandelt. Bei den Pädagogen findet sich an dieser Stelle die Betonung der rechten Erziehung. Im ersten Kapitel seines Buches über die „pädagogische Krise“ (s. Anm. 24) beschreibt *Stoldt* ein Erziehungsmodell, dem eine strukturell ähnliche Vorstellung von Entwicklung zu entsprechen scheint. *Stoldt* legt zunächst im Sinne Pestalozzis und als Grundlage für eine Synthese von Erziehungsprinzipien „Erziehung als Urphänomen“ dar (a. a. O., 7–40). Er führt dann die Idee der Entfaltung, die vom Einfachen ausgehe, zum Komplizierten gelange und wieder einfach werde (a. a. O., 14 f.) nach dem Vorbild der „häuslichen Urform der Erziehung“ (11 ff.) entsprechend der „angeborenen Naivität der Mutter“ in Aus-

Es wäre notwendig, das Buch von Stoldt Autor für Autor durchzugehen, um die Bedenken anzumelden, die sich ergeben. An dieser Stelle sei das Vorgehen von Stoldt nur an zwei Beispielen kurz umrissen. Es empfiehlt sich wohl, zuerst den von Stoldt anscheinend am häufigsten und jedenfalls am stärksten getadelten Gelehrten herauszugreifen, Christian Hermann Weiße<sup>28</sup>. Gestützt auf einige Vorgänger, hatte bereits B. C. Butler in Weiße den Schuldigen für die mißverständliche Auslegung von K. Lachmann gefunden, welche Lachmann fälschlich als denjenigen zitiert, der nicht nur die Übereinstimmung der Markusreihenfolge mit der des Mt und Lk zum ersten Mal formuliert, sondern auch – statt auf einen Urmarkus – auf den griechischen Mk als gemeinsame Mitte geschlossen habe<sup>29</sup>. Stoldt stellt dies als logischen Schnitzer hin, den Christian Hermann Weiße begangen habe<sup>30</sup>. Dann macht er sich daran, weitere Gründe in verschiedenen „Beweisgängen“ jenes Autors zu zerschlagen: den „Beweis der Einheitlichkeit“ des Markusevangeliums, darauf den „Ursprünglichkeitsbeweis“ für dieses Evangelium, den „Sprachbeweis“, den „Dublettenbeweis“, den „des petrinischen Ursprungs“ und schließlich den „psychologischen Reflexionsbeweis“<sup>31</sup>.

Unter diesen Überschriften werden von Stoldt im oben beschriebenen „quantitativen“ Verständnis nach seiner Meinung durch 200 Jahre hindurch gleichsträngige und wesentlich gleichbleibende Argumente für die Zweiquellentheorie verfolgt. Das geschieht, indem Stoldt von ihm ausgewählte Textproben der Forscher hintereinandersetzt, in denen sich diese Forscher zitieren oder aufeinander beziehen. Es entsteht der Eindruck, es handle sich durch Generationen hindurch um dieselbe Sache und um denselben „Beweisgang“. In Wirklichkeit gewinnen die Zitate bei nicht wenigen Forschern im Kontext einen anderen Sinn, wegen des verschiedenen Ausgangspunktes des Forschers, seiner anderen Argumentationsweise, der verschiedenen Methoden und des oft sehr verschiedenen Verständnisses von „literarischer“ Beziehung oder „Autorschaft“. Stoldt hat nur den „Dublettenbeweis“ für Weiße, Holtzmann und Wernle auf den Seiten 158–169 seines Buches auseinandergezogen, offensichtlich weil hier Unterschiede auch „quantitativ“ deutlich sind. Daß „Dubletten“ viel mehr auch strukturelle und gattungsmäßige Entsprechungen sein können, kommt in Stoldts Buch nicht in den Blick<sup>32</sup>. Er will beweisen, daß das Mk-Ev nicht das literarisch erste, weil nicht „einheitlich“, „ursprünglich“ usw. gewesen sein könne. Fast jedesmal ist Christian Hermann Weiße der erste Sünder in der Kette der Gelehrten, die nach Stoldt sich immer tiefer in grundsätzlich dieselben Fehler verstricken.

Zu dieser Beurteilung Stoldts von Chr. H. Weiße sind etwa drei Dinge zu sagen: *Erstens*, es versteht sich eigentlich von selbst, daß man einen Forscher nicht eines logischen Schuljungenfehlers bezichtigen sollte, wenn er genügend Gründe dafür angibt, daß er einer anderen Logik folgt. *Zweitens* wird hier und an vielen anderen Stellen des Buches deutlich, daß Stoldt die Sprache und die Sprechgewohnheiten jener Autoren nicht selten mißversteht. Thomas Nipperdey sei zitiert, der für die geistesgeschichtliche Untersuchung des vorigen Jahrhunderts zu bedenken gibt: „Die sprachliche Fassung entsprach einer Lage, die seit fast einem Menschenalter nicht

einandersetzung mit Strömungen der pädagogischen Wissenschaft weiter. Auch in den folgenden Kapiteln finden sich stark vereinfachte Geschichtsüberblicke. Ein Vergleich mit dem Buch „Markushypothese“, etwa S. 7–27 und 232–236, zeigt dieselbe Sicht.

<sup>28</sup> Vgl. Markushypothese, Index S. 241.

<sup>29</sup> Butler, a. a. O., 62 ff.

<sup>30</sup> Markushypothese, 125–144, S. 133: „logischer Elementarfehler“, „schuljungenhafter Fehlschluß“.

<sup>31</sup> Markushypothese, 144–202.

<sup>32</sup> Vgl. F. Neirynck, Duality in Mark (BETHL 31; Löwen 1972).

mehr die unsere ist . . . ja, die Sprache der Väter- und Großvätergeneration hat eine besondere Ferne, weil hier die Notwendigkeit der ‚Übersetzung‘ nicht so unmittelbar einsichtig ist und vielerlei Emotionen den Sprachgebrauch unklar machen“<sup>33</sup>. Nur daran kann es liegen, daß Stoldt „wissenschaftliche“ Unsauberkeit dort herausliest, wo diese Gelehrten im Umgang mit Ihresgleichen umständliche Formulierungen der Höflichkeit verwenden. Dies ist gerade eine Form der Ehrlichkeit und wissenschaftlichen Redlichkeit. Wenn Chr. H. Weiße einen K. Lachmann und F. Schleiermacher zitiert, dann tut er es nicht, um deren Autorität für seine eigenen, allerdings innerlich verschiedenen und der Beweislogik nach anders laufenden Argumente listig und mit nicht ganz reiner Absicht in Anspruch zu nehmen. Dies liegt ihm ausdrücklich fern. Vielmehr erklärt er, daß er deren Anregungen aufnimmt, um sie zu werten und dann selbst weiterzudenken. Man lese die Textfragmente, die Stoldt zum „Lachmann-Trugschluß“ zitiert, im Zusammenhang von Chr. H. Weißes „Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch betrachtet“ (Leipzig 1838) 34 ff. und 71 ff., oder in: „Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium“ (1856), 72 ff. 80 ff. *Drittens* erscheint die von Stoldt immer wieder vorgenommene Abkanzlung Weißes unverständlich, wenn man die übrigen Werke von Chr. H. Weiße heranzieht, um seine Gedankenwelt, seine Vorstudien, seine Hintergründe und die gesamte Beweiskraft seiner Argumente im Kontext zu prüfen. Es handelt sich um einen umfassend gebildeten, feinsinnigen Menschen und Gelehrten, der mit vielen Zeitgenossen in Austausch und Briefwechsel steht, von dessen menschlichem und wissenschaftlichem Einfluß nicht zuletzt die posthum herausgegebenen Werke und etwa das Zeugnis von Hermann Lotze<sup>34</sup> Kunde geben.

Beim Lesen der Werke von Christian Hermann Weiße<sup>35</sup> wird sein grundlegendes Interesse an der Ästhetik unverkennbar. In den Vorlesungen darüber, die er immer wieder verändert und verbessert hat, legt Weiße Einsichten in das Wesen der Sprache, vor allem der Kommunikation, der Übermittlung von Tradition, sowie über das Wesen von Gemeinschaften, in denen Kommunikationsvorgänge ablaufen, dar, die in ihrer Weise viele Ergebnisse moderner Sprachwissenschaft und Hermeneutik aussagen. Es zeigen sich seine große Literarturkenntnis und sein Einfühlungsvermögen in sprachliche Phänomene. Nicht umsonst verweist er immer wie-

<sup>33</sup> *Th. Nipperdey*, Historismus und Historismuskritik heute, in: Hrsg. E. Jäckel/E. Weymar, Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit (FS. K. D. Erdmann) (Stuttgart 1975) 82–95. 86.

<sup>34</sup> *T. K. Österreich*, Die deutsche Philosophie des XIX. Jahrhunderts (*F. Überweg*, Grundriß der Gesch. d. Phil. IV; Berlin 1923) 232.

<sup>35</sup> Als Philosoph wird *Chr. H. Weiße* gern unter die „spekulativen Theisten“ eingeordnet, da er sich von Hegel und hegelscher Methode befreien will, um für jede Wissenschaft die ihr angemessene Methode zu erarbeiten. So löst er sich tatsächlich von „pantheistischen“ Voraussetzungen. Praktisch alle seine Schriften sind erhalten, vgl. Verzeichnis und Beschreibung bei Österreich a. a. O., 245 ff. Siehe auch die Lit. in *H. Meyer*, Geschichte der abendländischen Weltanschauung, Bd. IV (Würzburg-Paderborn 1950) 403. Auf seine philosophische Gotteslehre braucht hier nicht eingegangen zu werden. Am Anfang seiner Überlegungen stand die Auseinandersetzung mit Hegel (vgl. „Über den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaft, in besonderer Beziehung auf das System Hegels“, Leipzig 1829). Bald aber geht er an die Grundlegung seiner Ästhetik, welche ihn das ganze Leben beschäftigt und die er immer weiter vertiefte. So kann man in gewissem Sinn sein „System der Aesthetik“ als richtungweisendes Werk bezeichnen (1830), vgl. „Ch. H. Weiße's System der Aesthetik nach dem Collegienhefte letzter Stand herausgegeben von Dr. Rudolf Seydel“ (Leipzig 1872). Es folgen theologische Arbeiten, die Metaphysik, Erläuterungen zu Goethe und erst 1838 „Die evangelische Geschichte“ und weitere Arbeiten zur Dogmatik, sowie zur „Aesthetik und ästhetischen Kritik“.

der auf die übrigen Schriften, nicht zuletzt seine „Ästhetik“ und „Psychologie“. Gerade hier sind Weißes Entwicklung und der Werdegang seines Interesses für die Auslegung antiker und der frühchristlichen Schriften ablesbar. Hier findet sich auch der Sinnzusammenhang seiner Evangelienkritik.

Von daher kann man nur erschrecken, wie Stoldt die Beweisgänge Weißes mißverstehet, indem er sie unliterarisch auf eine nicht definierte Quellenabhängigkeit hin einigermaßen „technisch“ auffaßt. Weiße kam zur Zweiquellentheorie nicht auf mechanistisch experimentierende Weise mit der Synopse, sondern aufgrund seiner Reflexion über Literatur, Tradition, Gemeinschaft und aufgrund seines Geschichtsverständnisses, das sich in einem mühsamen, sehr durchreflektierten Prozeß von Hegel löst. Seine Untersuchungen antiker Texte (z. B. des Papiasfragments) benutzen die ihm damals möglichen „philologischen“, „philosophischen“, eben geschichts- und ganzheitlich geisteswissenschaftlichen Methoden im besten Sinne. Wenn sich das dahinterliegende Grundverständnis im Laufe der vergangenen 100 Jahre gewandelt hat, dann ist dies in aller Differenziertheit aufzuzeigen. Der „Lachmannsche Trugschluß“ war für Weiße kein Trugschluß, weil sich für ihn die Abweichungen des Mt und Lk vom Markus-„Ordo“ verständlich machen lassen, nicht aber die Abweichungen des von Weiße unter praktisch allen Rücksichten als „Autor“ betrachteten Mk von Mt und Lk. Die wirklichen und nicht irgendwelche sinistren ideologischen „Hintergründe“ der Argumentation Weißes wären also zu erforschen. Auch Weiße zitiert David Friedrich Straußens „Leben Jesu“ auf der ersten Seite des Vorworts zu seiner „Evangelischen Geschichte“, damit will er sein Werk aber nicht als apologetische Streitschrift dagegen oder als Reaktion darauf einordnen.

Am ausführlichsten hat Heinrich Julius Holtzmann die Hypothesen zur Lösung des synoptischen Problems bis zu seiner Zeit hin durchgearbeitet und übersichtlich zusammengestellt. Seine Darlegungen haben die meisten nachfolgenden Überblicke wesentlich beeinflußt. Auch H.-H. Stoldt beginnt seine Fragestellung mit dem Ausgangspunkt Holtzmanns, nämlich einem Zitat von Johann Gottfried Eichhorn: „entweder haben sich die Drei (sc. Synoptiker) unter einander gebraucht, oder sie hängen von einer gemeinschaftlichen Quelle ab“<sup>36</sup>. Mehrmals hat Holtzmann zum Synoptischen Problem in allen Verästelungen Stellung genommen<sup>37</sup>. Man muß sich allerdings fragen, ob Stoldt im Recht ist, die Bemühungen Holtzmanns um Klärung der verschiedenen Seiten des Sachverhalts und um Abwägung der vorgeschlagenen sonstigen Lösungsversuche bis hin zur Annahme einer vor den Evangelien erkennbaren Quelle („Urmarkus“) einfach als „raffinierte Modifikation der Hilfhypothese ‚Urmarkus‘“<sup>38</sup> abzutun. Denn Holtzmann gibt gegenüber den von Stoldt vorher zurückgewiesenen Weiße und Wilke durchaus eigene Begründungen, die zudem auch andere Vorschläge berücksichtigen<sup>39</sup>. Auch in diesem Falle zerlegt Stoldt die Beweisführung in die systematisch geordneten „Beweisgänge“, unter die alle Auto-

<sup>36</sup> Vergleiche Stoldt, Markushypothese, 9: „Es gibt nur zwei Grundmöglichkeiten zur Lösung des Synoptischen Problems“, es folgt das Zitat von Joh. Gottfr. Eichhorn, – mit *H. J. Holtzmann*, Die synoptischen Evangelien, ihr Ursprung und geschichtlicher Charakter (Leipzig 1863) § 4 „Die heutige Gestalt des Problems“ S. 44: „Schon Eichhorn hat das Dilemma aufgestellt“ (mit folgendem Zitat).

<sup>37</sup> Vgl. neben dem eben genannten Werk „Die synoptischen Evangelien“ Holtzmanns „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament (Freiburg 1892) bes. 340–375; und „Die Marcus-Kontroverse in ihrer heutigen Gestalt“ in: ARW (Hrsg. A. Dieterich) Bd. 10 (Leipzig 1907) 18–40. 161–200.

<sup>38</sup> Stoldt, a. a. O., 69.

<sup>39</sup> Vgl. die in den Anm. 36 und 37 zitierten Werke Holtzmanns. Beachte die andere Akzentuierung in der Beurteilung von Weiße und von Wilke bei Holtzmann, sowie etwa in „Einleitung“ S. 31 die Kritik Holtzmanns an „der zu einseitig formalistischen und quantitativen Betrachtungsweise“ Wilkes.

ren eingeordnet werden, so daß die Einheitlichkeit der Sicht Holtzmanns nicht in den Blick des Lesers von Stoldts Buch kommen kann<sup>40</sup>.

Diese Beispiele mögen genügen, um auf die große Unbekannte hinzuweisen, die gewöhnlich bei den Darstellungen der synoptischen Fragen für ein größeres Publikum vereinfacht dargestellt wird: wie ist genau die Endfassung der einzelnen synoptischen Evangelien nun wirklich entstanden? Welchem Zusammenwirken von „Tradition“ – und dazu muß auch mündliche Tradition gehören – und schriftstellerischem Genius ist sie zu verdanken? Der Vorgang selbst ist bei den einzelnen Evangelien offensichtlich nicht gleich abgelaufen (Lk 1, 1–4).

Mag Stoldt bei der Beurteilung der Autoren des vorigen Jahrhunderts oft genug zu kurz schließen, in einem wichtigen Punkt öffnet sein Buch die Augen für eine große Schwäche der Darlegung der synoptischen Frage heute. Stoldt hält uns den Spiegel vors Gesicht. Man braucht nur an die Stelle der von ihm vertretenen Griesbachtheorie die Zweiquellen­theorie zu setzen, um ein ähnlich allzu vereinfachtes Vorgehen so manchen Lehrers in Schule und Bibelkreis zu erkennen. Man nimmt die Synopse und beginnt mit dem „einfachen“ Markusevangelium. Man läßt es als das historisch erste erscheinen. Dann zeigt man „die Veränderungen“, die Mt und Lk an „demselben Stoff“ anbrachten als historische Weiterentwicklungen. Es wird auf diese Weise bereits Schulkindern eine wissenschaftliche Theorie als historische Wirklichkeit vorgetragen. Die Zweiquellen­theorie ist nun aber ganz sicher kein „Dogma“, weder in der katholischen noch in sonst einer christlichen Kirche. Beim jetzigen Stand der Exegese ist also zu fordern, daß „Redaktionsgeschichte“ geübt wird. Der synoptische Vergleich sollte nicht historische Entwicklung suggerieren, sondern die Unterschiede der Evangelien hervorheben.

Das Problem wird an der Betrachtung der älteren Autoren im Buch von Stoldt sehr deutlich: Ist es logisch, die „Urmarkus“-Theorie z. B. eines H. J. Holtzmann abzulehnen und die vielen Begründungen für die von Holtzmann unablässig dargelegte komplizierte Bedingtheit der Evangelien­schriften dann selbst mit der einfachen „Mattäus-Urschrift“ (d. h. dem heutigen kanonischen Mattäusevangelium) zu beantworten? Dies erscheint doch gegenüber dem Sachverhalt als ein Rückschritt. Dabei mag man mit Fug und Recht die Urmarkushypothese als ungenügend ablehnen. Zu einem analogen Schluß muß der Leser erst recht bei Stoldts Urteilen über die nachfolgenden Autoren kommen.

Der „Ockhamsche“ Grundsatz „*entia non sunt multiplicanda*“ – dies ist auf vielen Diskussionen immer wieder betont worden – muß in seiner Ganzheit beachtet werden. Das „*sine ratione*“ ist in irgendeiner Form zu ergänzen und zwar als notwendige Bedingung. Durch 200 Jahre hindurch stellen die Forscher „*rationes*“ für eine kompliziertere Begründung zusammen. Deshalb ist die von Stoldt als Karikatur dargelegte „Markushypothese“ ungenügend. Dasselbe gilt für eine entsprechende Karikatur der „Mattäushypothese“. Die Wahrheit ist offensichtlich komplizierter. Neue Gründe dafür liefern heute Linguistik, Geschichts- und Literaturwissenschaft, Folkloreforschung, auch die „strukturelle“ Betrachtung der Evangelien. Die neuen Versuche zur Lösung der synoptischen Frage sind mindestens eine ernste Mahnung, nur so viel zu behaupten, als wirklich aufgewiesen werden kann. Aber bereits dadurch kommen auch neue Entwicklungen und Präzisierungen in den Blick.

<sup>40</sup> Stoldt, a. a. O., 125 ff., Teil B; vgl. Index S. 240 Stichwort „Holtzmann“. Von Holtzmann könnte auch das Urteil Farmers und Stoldts über die Rolle der „Tübinger Schule“ beeinflusst sein. Es ist doch wohl besser, nicht den Vermutungen von Zeitgenossen, sondern der auf Quellen gesützten Untersuchung von Historikern zu folgen; vgl. zur Kritik die in Anm. 25 genannten Autoren.